

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

167 (21.7.1905)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Driefträger ins Haus gebracht 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionschluss: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, keine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Bestehende Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 167.

Karlsruhe, Freitag den 21. Juli 1905.

25. Jahrgang.

Zur Personentarif-Reform.

Zu bezug auf die Frage der Personentarif-Reform, namentlich aber infoweit der Personentarif in Betracht kommt, herrscht in weiten Kreisen, zu welchen nicht zuletzt ein erheblicher Teil derjenigen gehört, die berufen waren, die Interessen des Volkes und der Volkswirtschaft zu wahren, eine Unklarheit, die erst dann beseitigt werden könnte, wenn man nicht wüsste, wie sie mittelbar diese hochwichtige Frage lange Zeit hindurch behandelt worden ist. Man blättere nur einmal die Annalen früherer Landtagsverhandlungen durch, um sich davon zu überzeugen, auf welchem Niveau sich diese Verhandlungen bewegten. Große prinzipielle Gesichtspunkte, insbesondere soweit die Tarifreform in Frage kommt, sucht man in diesen Verhandlungen vergeblich. Die Bureaukratie war nicht nur allmächtig, sie galt auch als allwissend. Mächtig und nur unter Lieberwindung großer Schwierigkeiten hat sich ein etwas größeres Verständnis für die Bedeutung unserer eisernen Schienenwege und für die Frage der Tarifierung durchgesetzt und auch in den Landtagsverhandlungen ihren Niederschlag. Aber es ist noch sehr viel Aufklärung zu verbreiten, um dem Volke das nötige Verständnis für diese Frage zu wecken und dadurch die gefährliche Allmacht der Bureaukratie auf diesem Gebiete zu brechen. Gar zu leicht lassen sich noch viele von den fadenfaden Argumenten der „Fachmänner“ imponieren, was im gegenwärtigen Augenblick, wo wir vor eine bedeutungsvolle Entscheidung gestellt sind, die nur zu leicht verhängnisvoll für uns werden kann, bedenklich ist.

Vor allem möchten wir dem Optimismus, der sich in bezug auf die größere Oekonomie bei Einführung der Betriebsmittelgemeinschaft ausdrückt, entgegenstellen. Wenn Personentarifreform nicht mit der größeren Oekonomie schon deshalb nicht weit her sein können, weil für die durchgehenden Schnellzüge diese Betriebsmittelgemeinschaft de facto schon besteht, soweit sie betrieblich durchgeführt werden kann. Für den Güterverkehr besteht sie allerdings nicht, obgleich sie hätte längst eingeführt werden können und müssen, wenn unsere Eisenbahnbureauten ihr Gewicht verstanden und vernünftig zu führen wüssten. Allein auch in bezug auf den Güterverkehr hat sich mit der „größeren Oekonomie“ keine Besserung und die sind gar nicht so weit geteilt, als dies in der Presse hin und wieder hervorgehoben wird. Der preussische Eisenbahnminister hat die Grundsätze der Betriebsmittelgemeinschaft auf ganze 5 Prozent berechnet. Allein das ist noch nicht das schwerwiegendste Moment bei der Beurteilung dieser Frage. Vor allem ist zu beachten, daß die Betriebsmittelgemeinschaft von Preußen gefordert wird, ganz abgesehen davon, daß die in preussischen Landtag von den Junkern und ihren Handlangern das letzte Wort in dieser Sache gesprochen würde, was soviel heißt, als alle Hoffnungen in bezug auf verkehrspolitische Fortschritte so lange an den Nagel zu hängen, als eben in Preußen die Junker das ausschlaggebende Element sind. Es hieße also das Wert der Er-

strebung billiger Einheitstarife am falschen Ende anfassen, erst auf den jünkerlich-preussischen Einheitsbühnen herinzufallen, um dann die Verbilligung der Tarife zu erzielen. Preußen geht bei seiner Politik der „Bereinigung“ der deutschen Eisenbahnen zielbewußt vor. Erst hat man es mit der schädlichsten Nebenkonkurrenz der wüstenreichen „Bundesfreunde“ versucht. Und nachdem dieses Mittel nicht den erhofften Erfolg hatte, sucht man die Opponenten mit dem Räder der Betriebsmittelgemeinschaft und des „Einheitsstarifs“ zu angeln. Weihen wir fest, dann kommen wir auch nicht mehr los und der Gedanke der Reichseisenbahnen ist für unabwehrbare Zeit hinaus begraben.

So liegt die Situation, über die wir uns völlig klar sein müssen, wenn wir nicht in die Fere gehen wollen. Der Vorkurs für die zahlungsfähigen bleibt auch bei der geplanten Tarif-Reform noch bestehen und die Stimme der unteren Bedienstetenklassen wird einfach erstickt, wenn erst einmal die 4. Klasse mit ihrem tausendenden 2 Pf. Tarif bei uns eingeführt ist. Wir haben schon wiederholt auf das verdeckte und sehr verhängnisvolle Spiel unserer badi- schen Regierung hingewiesen. Sie war es in erster Linie, die Preußen den Stetigkeit hielt, sie war es, die den andern süddeutschen Staaten Ansporn gab, die Reine gewonnen hat. Man weiß ja, welche Umstände dabei im Spiele sind und man wird im kommenden Landtag darüber auch ein kräftiges Wortlein reden müssen. Die „Regiererei“ via Berlin (und was sonst da- bei noch in Frage kommt) müssen wir uns endlich ganz energisch verbitten.

Badens Volk hat alle Ursache, an seinen viel- beneideten Einrichtungen festzuhalten, solange wir dafür nichts Besseres bekommen können, als uns bis jetzt in Aussicht gestellt ist. Wenn Bayern sich dem Willen und den Absichten der Berliner „Zentrale“ nicht fügt, so braucht das Baden auch nicht. Soeben kommt die Kunde, daß der bayerische Eisenbahrat den vorge- schlagenen Tarif von 3 Pfg. für die 3. Klasse, so- wie die Einführung der 4. Klasse abgelehnt und dafür den 2 Pfg.-Tarif für die 3. Klasse eingeführt hat. Damit hat Bayern den be- stehenden preussischen Argumenten von der „billigen“ 4. Klasse und der „sozialen Gerechtigkeit“ die- ser wohlwollenden Einrichtungen die Spitze abge- brochen. Jetzt sind die Berliner „Fachmänner“ die „blamierten Europäer“. Freilich hat der bayerische Eisenbahrat für die Städtel- und Lokalbahnen den 3 Pfg.-Tarif für die 3. Klasse beibehalten. Aber das sind eben die unheimlichen Lieberbleibe der bisher geltenden „Fachmännerei“ auf dem Gebiete der Tarifpolitik. Damit kann aber eher auf- gegeben werden, wenn die preussischen „Reformen“ nicht zur Durchführung gelangen, als im un- geklärten Falle. Für besonders beschleunigte Züge — also nicht für gewöhnliche Schnellzüge — soll unter Beteiligung der Blaggebur ein nach Ent- fernungszonen abgestufter feiner Zuschlag mit fol- genden Beträgen erhoben werden:

Strecke:	1. u. 2. Klasse:	3. Klasse:
1—75	0,50 Mk.	0,25 Mk.
76—150	1,00	0,50
über 150	2,00	1,00

Die Mißfahrtskarten, Rundreisekarten, Rundreise- hefte und Fahrpläne über 30 Jahren sollen aufgehoben, die zusammenstellbaren Fahrpläne, Monatskarten, Monatsnebenkarten, Schüler- und Arbeiterkarten aber beibehalten werden. Weiter sollen gewisse Ermäßigungen für wissenschaftliche

und Schülerausflüge, Reisen zu milden Zwecken, sowie für Sonderzüge beibehalten bleiben. Die Hauptsache ist, daß Bayern die 4. Wagen- klasse abgelehnt und für die 3. Klasse den 2 Pfg.-Tarif akzeptiert hat. Wenn Baden darauf noch den Trumpf setzt und die Vorschläge, welche der letzte Landtag fast einstimmig angenom- men hat, für die 3. Klasse den 2 Pfg.-Tarif ohne Schnellzugzuschlag einzuführen, akzep- tiert, dann hat Preußen das Spiel mit seiner Tarif-Reform verloren. Auf die Dauer ließe sich dann die 4. Wagenklasse in Preußen nicht mehr aufrechterhalten und für das Ziel einer nationa- len Verkehrspolitik wäre damit ungleich mehr ge- tan, als dadurch, daß man sich jetzt an Preußen verkauft. Denn auf nichts anderes läuft letzten Endes der ganze Rummel mit der geplanten Betriebsmittelgemeinschaft und Tarifreform hinaus. Führt Baden die Vorschläge des letzten Landtags durch — daß sie sowohl volkswirtschaftlich als auch vom fiskalischen Standpunkt aus sich bewähren, da- von ist gar nicht zu zweifeln — so wird Bayern ganz gewiß auch diesen Schritt machen. Würte- nberg aber muß nolens volens mitmachen, wenn es nicht dem Beispiele Preußens folgen und seine Eisenbahnselbständigkeit dem jünkerlich- preussischen Partikularismus opfern will. Eine solchermaßen zustande kommende süddeutsche Eisenbahngemeinschaft ist auch heute noch das beste Mittel, dem SS 42 bis 45 der Reichsverfassung endlich Achtung und Anerkennung zu verschaffen und die völlige Verprechtung der deutschen Bahnen an Stelle der Reichseisenbahnen zu verhindern. Noch immer ist es also Zeit, das Schlimmste zu vermeiden. Wir haben das Spiel noch nicht verloren, obwohl unser wackelpfänger National- liberalismus seinen Unfall schon bewerkstelligt hat und das Zentrum sich in der Rolle des Schla- mensgers gefallt, der einseitigen sich weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin festlegen will. Jetzt gilt es vor allem, das Volk mobil zu machen und aufzuklären. Werden die Kandidaten dann vor die Alternative gestellt, klipp und klar zu erklären, wie sie sich im Landtag zu dieser Frage verhalten, stellt ihnen das Volk seine Planto- vollmacht aus, dann muß die badiische Regierung die wohlverdiente Schlappe sich ziehen und das badiische Volk hat sich dabei ein großes Verdienst um den Fortschritt in Deutschland erworben. Auf zur Tat!

Badische Politik.

Die Nationalsozialisten

haben ein Programm für ihre Vereine im Großherzogtum Baden herausgegeben. Es erklärt die Nationalsozialisten für unbedingte Anhänger der demokratischen Fortentwicklung unserer Institutionen und stellt von dieser Grundlage aus Forderungen betreffend Staat und Gemeinde, Schulfragen, Kirchenpolitik, Boden- und Wohnungsfrage, Handel, Industrie und Handwerkerfrage, Verkehrsfragen, Arbeiter, Agrar- und Steuerfragen.

Der Bad. Landesbote bemerkt dazu mit ge- wohnter demokratischer Weisheit:

„Gerne konstatieren wir, daß die in diesem Programm aufgestellten Forderungen mit denen der Deutschen Volkspartei weitgehende Übereinstimmung aufweisen.“

Nur der Vollständigkeit halber sei hier hinzuge- fügt, daß diese Forderungen nicht ver- nichtet haben, das Wirgerium dafür zu begeistern und zu gewinnen. Die Nationalsozialisten wie die Demokraten sind Offiziere ohne Soldaten. Die Lausengegenstände und die aus der Natur

der kapitalistischen Produktionsweise sich ergebenden Interessengegenstände und Konflikte lassen sich eben durch solche bürgerlich demokratische Pro- gramme nicht aus der Welt reden. Von der demo- kratischen Fortentwicklung will das „liberale“ Wirgerium aus Furcht vor der Sozial- demokratie nichts wissen. Daran scheitern alle die an sich guten und sicher sehr wohl gemeinten Bemühungen derer um Barth, Numan, Benedy und wie sie sonst noch heißen. Mit solchen Programmen hätte der deutsche Liberalis- mus mindestens ein Vierteljahrhundert früher kommen und sie zu verwirklichen trachten müssen. Heute kann man weder die Proletarier- massen damit ködern, noch das „liberale“ Wirgerium damit gewinnen. Eine Tatsache, auf die wir schon oft genug hingewiesen haben.

Wader schwilt der Raum.

Wie oft hat Wader im badiischen Landtag und bei sonstiger Gelegenheit das „uneigennütige Streben“ der Zentrumspartei hervorgehoben. Wenn man Herrn Wader hätte glauben schenken dürfen, dann hätte das Zentrum nie daran gedacht, seine Mannen auch auf der Regierungsbank zu plazieren. So naiv war natürlich niemand im gegnerischen Lager, derartige Behauptungen ernst zu nehmen. Es ist das genau so, als wenn Zentrumsführer erklären, sie hätten sich mit der Simultanlehre abgefunden. Man weiß, daß solche Worte nur so lange gelten, als das Zentrum sein Schulprogramm nicht ver- wirklichen kann. So lange das Zentrum nicht damit rechnen konnte, aus seinen Reihen die Regierung ganz oder teilweise zu besetzen, dachte es an so etwas gar nicht. Natürlich! — Nun aber pfeift der Wind schon aus einem anderen Loch. Am Sonntag war in Jankingen Siegesfeier. Herr Wader hielt die Siegesrede, wobei er nach der „Bad. Landesztg.“ u. a. sagte, er erkläre in dem siegreichen Borden des Zentrums im Oberland ein Moment, das eine Umgestaltung der badi- schen Politik bis hin zur Be- setzung der Ministerien bringen müßte, falls die Landtagswahlen in ähn- lichem Sinne ausfallen.

Holla! So rasch geht das nicht, Eure Wichtig- keit! Bei der Umgestaltung der badiischen Politik kommen außer dem Zentrum noch verschiedene an- dere Faktoren in Betracht. Erst wollen wir in Gemütsruhe den Ausfall der Landtagswahlen ab- warten. Nicht wahr?

Waderisch

wird gegenwärtig der „Bad. Beobachter“ redigiert. Natürlich ist das Blatt entsprechend „interessanter“ geworden. Unser kleines Berichtchen über die Gründung eines sozialdemokratischen Vereins in Bommersdorf und die Verammlung in Wirtendorf ver- anlachte den Oberhirten der Zentrumspartei einen Leitartikel zu schreiben, der mit den bei Wader unentbehrlichen Zitaten die Hälfte der zweiten Spalte ausfüllt. Herr Wader hat schon längere Zeit geschrieben. Zeit dazu hat er ja und an der nötigen Luft fehlt es ihm auch nicht. Also nur immer zu.

Zur Rheinregulierung.

Der Straßburger Gemeinderat nahm u. a. folgende Anträge als Bedingungen zu der Bewilligung eines Ver- trags von 1 Million Mark zu den Kosten der Rhein- regulierung an: Die Stadt Straßburg kann über den Betrag von 1 Million Mark hinaus zu keinerlei weiteren Zuschüssen zu den Kosten der Rheinregulierung herange- zogen werden, unbeschadet um die Höhe der nötig werdenden Mittel und die Dauer und Art der Arbeiten.

Das Bauprogramm ist in der Weise umzusetzen, daß die Arbeiter gleichzeitig an zwei Stellen unterhalb Rautenburg, nämlich bei Sondernheim und bei Magau

Der Ankenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)
Die bescheidenen Verhältnisse Volkmar hatten ihn wohl zuerst ein wenig in Erstaunen gesetzt. Aber da er ein etwas phlegmatischer Herr war, — für seine Jugend ungemein konstant — und sich um Dinge, die ihn nicht unangenehm, nicht gern den Kopf zerbrachen, so sagte er sich: pah! Armer Schul- meister! Was geht dich an?
Richard, der sich gern mit ihm unterhielt, hatte die Witte oft auf der Zunge gehabt: Sprechen Sie nicht über uns!
„Wie beruhigend wäre das für ihn gewesen! Aber zugleich ein Eingeständnis der Unregelmäßig- keit seiner Lage.“
Das durfte nicht sein. Im Gegenteil: durch seine Ruhe und Sicherheit mußte er bei dem Arzt jeden etwa auftretenden Verdacht im Keime er- löschen.
Und doch waren sie, seit das Kind da war, einen guten Schritt weitergekommen.
„Wir gebens für ein angenehmes Aus, Lene“, hatte er ihr gesagt, „wenn mal ein unberufener Fräulein kommen sollte.“
Da hatte sie ihn mit einem großen, vorwurfs- vollen Blick angesehen. „Ich soll mein Kind ver- lassen?“ Und leidenschaftlich hatte sie an ihre Brust gedrückt.
Er hatte ihr zugeredet, daß es notwendig sei, und wie immer hatte sie genickt und geschwiegen. Was halfs denn, in jedem einzelnen Fall flagen und sich empören! Sie hatten ja ihre Ehe auf einer Liebe aufgebaut, nun müßten sie die Folgen tragen.
„Ich — und was fragte Lene im Grunde nach der ganzen Welt — jetzt, wo ihr Leben ausgefüllt war von dem einen unermeßlichen Glück!“
Sie hatte nie geglaubt, daß sie solcher Liebe, solcher Seligkeit fähig sei. Stundenlang konnte sie an

seinem Bettchen sitzen und seinen Schlaf be- lauschen. So gart und gedehnt, so nur zum An- schauen und Bewundern ihr geichent schien es ihr, daß bei dem geringsten Anlaß die tödliche Angst sie überfiel, das zarte Leben könne plötzlich er- löschen.

Und doch war es ein strammes Bürgchen, von festem Fleisch und kräftigen Gliedern. Und zu- leihends, von Woche zu Woche, ja beinahe von Tag zu Tag, entwickelte sich runder und runder. Die knurrenden Augen gingen schon Lenens Ge- sicht nach, wenn sie sich im Zimmer bewegte. Und eines Tages hatte es sie angelacht.
Lene wußte nichts und wünschte nichts, als daß sie so in alle Zeiten sich hin in Frieden ihres Kindes freuen dürfe.

Die Ferien kamen. Die Stadt wurde leer. Alle Kollegen machten weite Reisen. Was Volkmar blieben in ihrem Neul flogen. Aber sie gingen jetzt öfter gemeinsam spazieren, hinaus auf die Felder, oder wagten einmal einen Weg in die Stadt.
Es war doch schon besser so. Und sie dachten leichten Herzens an die kommende Zeit.
Der fast mannhohen Weidornhecke verdeckt, hatten sie sich ein Plätzchen eingerichtet, wo Lene mit dem Kinde hin im Freien aufhalten konnte. Da sah sie dort an den schönen, heißen Tagen, die der Juli brachte, mit einer Handarbeit, den Wagen mit dem Kleinen neben sich. Die Obstbäume gaben tiefen Schatten. In dem dichten Geweige der Hecke zirkten die jungen Vögel in ihrem Nest, und die Alten flogen aus und ein, ohne sich vor Lene zu fürchten.
Auch Richard hatte Gefallen gefunden an dem Plätz. Grün alles ringsum, so still. So weidlich. Da trug er Bücher und Schreib- zeug hinunter und arbeitete.
Aber das Familienbild gelehrt hätte, daß ein so vollkommenes Glück in sich zu schließen, so sicher und wohlbeschützt schien, der hätte wohl nicht ge- dacht, daß über diesem Menschenleib schon die

drohenden Wolken heranzogen, die mit Blitz und Donner, mit Sturm und Schloßen über sie her- stürzen und sie aus ihrem Zufluchtsort verjagen wollten.

Sie fühlten sich so sicher hinter der hohen Hecke im grünen Neul. Die Menschen waren zu zählen die hier vorüberkamen. Das Haus betrat nur, wer hinein gehörte. So wars immer gewesen. Sie konnten es nicht anders.
Wieder waren sie eines schönen Nachmittags zu dreien draußen. Schon ließ die Hitze nach. Die Sonnenstrahlen fielen schräger und goldener durch die Zweige. Sie spielten über das schlafende Kind und den dunkeln Kopf der Mutter, die sich darüber gebeugt hatte. Die Arbeit lag ihr im Schoß. Sie schaute und schaute, wie es so ernsthaft schlief, mit der kleinen Nase über den Augen und dem zu- geschlossenen, winzigen Mündchen.
Ein wenig blasse hing ihr noch von dem Lieber- standenen an. Aber schon wurden die schmalen Linien der Wangen wieder runder. Sie hatte sich den dunkeln Augen lag so viel geheimnisvolle Tiefe, als wären ihr allerlei Mittel des Lebens aufgegangen.

Durch das weiche, hohe Gras schritt eine hagera Wäldergerast, deren Fußwerk schon ein bißchen klapperig war. Aber desto jugendlicher blickten die blaugrauen, weißbeinigen Augen.
Um den linken Unterarm trug er einen Flor- streifen.
Der alte Herr kam näher mit der Miene eines Menschen, der eine große, freundige Lieberachtung schon im voraus ansah. Langsam, Schritt für Schritt, mit klitzigen Schritten, schlangte er sich heran. Ein paar Stachelbeerbüsche verdeckten ihm die Gruppe noch halb und halb. Nur die Köpfe saßen drüber hinweg.
(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Ueber eine Bahnhofs-Merkwürdigkeit schreibt der Straßb. Btg. ein Refer: Als ich kürzlich in Harz-

burg war, verjuchte ich mir in dem infolge des Rennens gedrängt vollen Bahnhof ein Billet zu verschaffen. Dabei fiel mir folgende Schalter-Ausdruck eigenartig auf:

Nahkarten für
I., II. und III. Klasse
für Militär und
Gunde.

ein Plakat mit Blaufitt geschrieben. Danach werden die Menschen in Harzburg in zwei Klassen ge- teilt: 1. solche I. bis III. Klasse und dann 2. Militär und Gunde — denn unter dem ersten Teil war ein großer Strich. In der Tat eine merkwürdige Bewertung des Militärs, die fast an den berühmten Kaiserentom er- innert.
Das Recht der Schwiegermutter. Man schreibt der Volksfreund Zeitung: Das Recht der Schwiegermutter, in das Alltagsleben ihrer Lieben einzugreifen, ist nun- mehr eine nicht zu umgehende Tatsache geworden. So lange hat man über dieses Thema gute und schlechte Witze gemacht, bis die ganze Öffentlichkeit von dem Gedanken durchdrungen war, daß das Recht der Schwiegermutter, die Schwiegeröhne zu tadeln, nicht ein literarischer Scherz, sondern eine gerichtlich festgestellte Sache ist. Ein Berliner Schöffegericht hat jetzt in einer Privatklage, die der Schwiegerohn gegen seine Schwiegermutter wegen Beleidigung anstregte, die An- gellagte u. a. mit folgender Begründung freigesprochen:
„Auch der Schwiegermutter, nicht bloß der leib- lichen Mutter, ist nach der Sitte und allgemeinen Anschauung eine autoritative Stellung gegenüber dem Schwiegerohn einzuräumen, eine Stellung, welche sie auch zum Tadel gegenüber demselben berechtigt.“
Eine tragikomische Ordensgeschichte wird dem- nächst die Gerichte in Viesefeld beschäftigen. Der Schönheitsgermeister Philo, dem aus Anlaß seiner 20jährigen Tätigkeit als Feuerwehmann der freiwilligen Wehr das allgemeine Ehrenzeichen verliehen war, schickte dieses nach Bremen direkt an das Gef. Präsidium zu Berlin zurück mit der Motivierung: Ihm als Offizier und Vorstandsmittglied der Wehr gebühre eine höhere Auszeichnung. Das Präsidium machte den Lokalbehörden Mitteilung von dieser Zurückgabe, die dadurch auch zur Kenntnis der Wehr gelangte. Diese

